

Ehepaare – einander ein lebendiges Sakrament

(2. Sonntag i. J. C: Jes 62,1-5; 1 Kor 12,4-11; Joh 2,1-11)

So besonders – und zugleich so alltäglich: eine Hochzeit, die Hochzeit zu Kana. Auf ihr, so berichtet uns Johannes, beginnt Jesu öffentliches Auftreten – ganz sicher alles andere als Zufall.

Zunächst: Die Evangelien sind voll davon, wie Jesus Anteil nimmt an den Leiden und Gebrechen der Menschen. Hier aber begegnet er uns als der, der zuerst einmal an ihrer Freude teilnimmt. In seinem großartigen Roman „Die Brüder Karamasoff“ lässt Dostojewski Aljoscha, einen der Protagonisten, sagen: „*Nicht das Leid, nein, die Freude der Menschen suchte Jesus, als er sein erstes Wunder vollbrachte, zur Freude verhalf er ihnen. ‚Wer die Menschen liebt, der liebt auch ihre Freude‘ ...*“.

Aber es muss noch einen tieferen Grund dafür geben, dass Jesus gerade auf einer Hochzeit zum ersten Mal „seine Herrlichkeit offenbart“. Schon im nächsten Kapitel wird er gleich mehrmals als *Bräutigam* bezeichnet. Diese Metapher *bräutlicher Liebe*, mit der Gott sein Volk und die Menschen liebt, ist ganz tief schon im Alten Testament verwurzelt. Ein Beispiel dafür haben wir in der 1. Lesung gehört: *Wie der Bräutigam sich freut über die Braut, so freut sich dein Gott über dich* (Jes 62,5). Die bedingungslose Liebe, die nie gebrochene Treue, die grenzenlose Versöhnungsbereitschaft und Barmherzigkeit Gottes, wird in diesem Bild bräutlicher Liebe ausgedrückt und erreicht ihren Höhepunkt in der gott-menschlichen Gestalt des Bräutigams Jesus Christus.

Das aber muss Rückwirkung auf das Verständnis bräutlicher und ehelicher Liebe unter uns Menschen haben. Jesus selbst ist es, der einige Zeit später in dieser Hinsicht etwas revolutionär Neues hineinbringen wird in unsere Welt: Wenn die hochzeitliche Liebe von Mann und Frau geeignet sein soll, etwas von der bedingungslosen Liebe und Treue Gottes widerzuspiegeln, dann kann sie nicht auf Zeit, auf Widerruf, auf Kündigung zugunsten eines anderen Partners geschlossen werden. Dann muss in ihr eine unauflösliche Liebe besiegelt werden, die *zeichenhaft*, sprich *sakramental* auf ebendiese Liebe Gottes verweist. Dass Jesus in der patriarchalen Gesellschaft seiner Zeit Männern verbietet, ihre Frauen aus oftmals nichtigen Gründen aus der Ehe zu entlassen und eine andere zu heiraten, war in der Tat ein revolutionärer Schritt, u.a. auch hin zu einer größeren Gleichberechtigung von Mann und Frau.

Jeder von uns weiß, dass das Gelingen solcher Liebe nicht am sog. „schönsten Tag des Leben“, also am Hochzeitstag selbst eingelöst wird, sondern mitten im oft mühseligen Alltag einer Ehe. Viele von Ihnen könnten vermutlich ganze Bücher damit füllen, wie Sie viele Höhen, aber auch so manche Tiefen Ihrer Ehe durchlebt und durchlitten haben.

Ich persönlich glaube: Es gibt keine echte Liebe, die sich nicht auch durch manchmal sehr harte Prüfungen, ja durch manchmal auch scheinbar völliges Erlöschen der Liebe hindurch bewähren muss. Was aber bedeutet es nun genau, dass die Kirche die Ehe als *Sakrament* bezeichnet und was ist das Spezifische gerade dieses Sakraments?

Die kürzeste Definition dessen, was ein Sakrament ist, lautet: *Sakrament ist ein sichtbares Zeichen für eine unsichtbare göttliche Wirklichkeit*. In der Eucharistie ist es z.B. ein Stückchen Brot, das sich im übrigen nicht dagegen wehren kann, zum Zeichen der Selbstgabe Christi zu werden.

In der Ehe ist das Sakrament nicht ein Stückchen Materie wie Wasser, Öl, Brot. Nein, hier sind es zwei lebendige Menschen. Da nach katholischem Verständnis die Eheleute selbst es sind, die einander das Sakrament der Ehe spenden, ist die Frau für den Mann und der Mann für die Frau ein lebendiges Sakrament. Dieses gleichsam *Sakrament-Sein* in den Stärken, aber auch inmitten der Schwächen, die zu unserem Menschsein gehören, einander sichtbar zu machen, ist die eheliche Berufung.

Um nur einige Beispiele zu nennen: Dem anderen auch noch nach vielen Ehejahren Freude zu bereiten in kleinen Zeichen der Liebe; dem anderen wirklich zuzuhören – bisweilen noch wichtiger als das Gespräch miteinander – und daher, wenn notwendig, einfach einmal, mit Verlaub, die Klappe zu halten; das Zurückstellen des eigenen Egoismus zugunsten des anderen; die Bereitschaft zu Vergebung und Versöhnung; den

ersten Schritt aufeinander zu tun; aber auch, Schuld zuzugeben und um Verzeihung zu bitten; die Hingabe an den anderen, die sie bzw. ihn einfach glücklich machen will; der unbedingte Respekt voreinander, der den anderen niemals bewusst demütigt und in seiner Ehre verletzt; die Bereitschaft, den anderen in seiner Eigenart anzunehmen und ein Stückweit auch zu ertragen; die durchgehaltene Treue also, die sich auch durch Krisen kämpft – all das soll inmitten menschlicher Stärken und Schwächen etwas von der bedingungslosen Liebe, Selbstlosigkeit, Versöhnungsbereitschaft und Treue Gottes spiegeln. Genau das ist es aber auch, was eheliche Liebe *glücken* lässt, in des Wortes tiefster Bedeutung. Gerade Ehepaare, die noch in hohem Alter miteinander glücklich sind, bestätigen die Wahrheit der auf Jesus zurückgehenden unauflöselichen Ehe.

Dass all das leichter gesagt als getan ist, dessen bin ich mir sehr wohl bewusst. Dass man immer wieder an einen Punkt gelangt, an dem man sich gegenseitig oder zumindest einer von beiden den anderen nur noch ganz weit weg und zum Mond wünscht, ist vermutlich keine Ausnahme. Ich selber erinnere mich an Szenen aus der Ehe meiner Eltern, die mich als Jugendlichen mehr als einmal vor Zorn und Wut haben beben lassen, und zwar meinem Vater gegenüber, den ich im übrigen zeitlebens sehr geschätzt habe. Mehr als einmal habe ich meine Mutter nicht verstanden, dass sie sich so manches hat gefallen lassen, dass sie sich nicht gewehrt und zumindest verbal zurückgeschlagen hat. Genauso gut erinnere ich mich aber auch, wie sie mich einmal beiseite genommen und erklärt hat, dass sie ihm zu einem geeigneten Zeitpunkt durchaus das ein oder andere sagen würde und immer wieder an kleinen Zeichen merke, dass er sich manches auch zu Herzen nehme. Intellektuell war er ihr überlegen, aber was die emotionale und soziale Intelligenz betrifft, war es gerade umgekehrt.

Was aber ist, wenn eine Ehe doch scheitert? Haben wir, gerade auch wir als katholische Kirche, eine Antwort darauf? Gibt es überhaupt eine allgemein formulierbare Antwort auf diese Frage? Eine Antwort, die das Gebot Jesu nicht aufhebt, aber zugleich einen menschlichen und barmherzigen Umgang mit den Betroffenen findet? Die Erfahrung zeigt – und das weiß ich aus bitterster Mehrfacherfahrung aus meiner eigenen Familie – dass Trennung und Scheidung so gut wie nie ohne tiefste Verletzungen aller Beteiligten abgeht: Ehepartner, Kinder, Freunde. Am schlimmsten trifft es natürlich die Kinder, aber auch das ganze soziale Umfeld wird in Mitleidenschaft gezogen: Freundschaften zerbrechen, es entstehen Parteiungen, die einen halten zu ihr, die anderen zu ihm. Auch das bestätigt gewissermaßen wie auf Negativfolie nochmals dieselbe Wahrheit: weil die Liebe zwischen Mann und Frau die tiefsten Schichten unserer Seele berührt, kann sie das Beste in uns zum Vorschein bringen, im Fall des Scheiterns aber auch das Schlechteste in uns hochspülen.

Vielleicht kommt das Bemühen, gerade auch von katholischer Seite, mit einer solchen Situation menschlich umzugehen, ohne die auf Jesus selbst zurückgehende unauflöseliche Ehe anzutasten, der Quadratur des Kreises gleich. Jedenfalls erlebe ich selbst, wie man immer wieder daran scheitert.

Dennoch dürfen wir gerade auch als Kirche zumindest den Versuch niemals aufgeben. Die Hochzeit zu Kana führt uns vor Augen: Jesus nimmt Teil an unseren menschlichen Freuden, aber auch, wie das ganze weitere Evangelium zeigt, an unserem Scheitern und Leiden. Zugleich erhebt er einen Anspruch an die Ehe, dem wir aus eigener Kraft nicht gewachsen sind. Deswegen verwandelt er immer wieder das Wasser unserer menschlichen Kräfte in den Wein seiner göttlichen Gnade. Den Anspruch an die eheliche Liebe, der eigentlich nur eines will: diese Liebe glücken zu lassen, nimmt Jesus an keiner Stelle zurück. Aber er verlässt auch niemanden in seinem Scheitern. Ihn darin nachzuahmen, trotz all unserer Schwächen und Grenzen als Einzelperson wie als Kirche, dazu sind wir berufen.

Maria, die Mutter Jesu, er selbst und einige derer, die ihm schon folgten, gehörten offensichtlich zu den geladenen Gästen. Waren es arme Leute, die da heirateten, so dass ihnen der Wein ausging? Oder waren viel mehr Gäste gekommen als erwartet? Wir wissen es nicht und es spielt auch keine Rolle. Maria scheint die erste gewesen zu sein, der die sich anbahnende Peinlichkeit des zu Ende gehenden Weines auffiel.

Es ist einfach nur erstaunlich, wie der Evangelist mit sparsamsten Worten den Charakter und die Sendung Marias nachzeichnet. Sie sieht die Not, wendet sich an ihren Sohn und benennt sie: *Sie haben keinen Wein mehr* – ohne Hysterie, ohne zu bedrängen, ohne irgendetwas erzwingen zu wollen. Sie anerkennt: Er, mein Sohn, ist frei, auf mich zu hören oder auch nicht.

Hat die schroffe Antwort *Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen* – auch sie irritiert so wie sie uns Heutige irritiert? Wenn es der Fall war, lässt sie es sich jedenfalls nicht anmerken. Sie versteht, dass Jesus wohl einfach nur mitfeiern, ansonsten aber noch im Verborgenen bleiben wollte. Aber sie resigniert nicht, sondern sagt einen Satz, der zugleich Vertrauen wie auch Respekt vor dem Willen ihres Sohnes ausdrückt: *Was er euch sagt, das tut.*

Kürzer als so konnte der Evangelist die Sendung Marias nicht beschreiben: Nicht sich stellt sie in den Vordergrund, sondern allein ihren Sohn. Auf Ihn verweist sie. Er wird sagen, was zu tun oder auch nicht zu tun ist. Als Fürbittende in den Nöten der Menschen steht sie hier vor uns. Und als die, die uns zu ihrem Sohn führt. Und dieser Sohn hat ein großes Ohr für seine Mutter. Wie hätte er ihre Bitte zu helfen, abschlagen sollen?

Was aber bedeutet es, dass es gerade eine Hochzeit ist, mit der Jesus auf die Intervention seiner Mutter hin sein erstes Zeichen wirkt?

CHRISTUSERLOSER
Katholische Kirche